

Albin Indergand [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 6

PDF erstellt am: **23.09.2024**

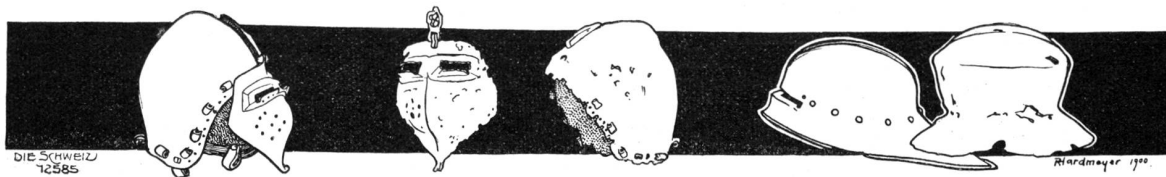
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweiz. Landesmuseum:

13.—14. Jahrh.

Schaller, 15. Jahrh. Eijenhaube, 15. Jahrh.

Albin Indergand.

Roman von **Ernst Zahn**, Göschenen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zwei Kerzen standen an des Walkers weißem Lager. Eine zu Häupten, eine zu Füßen. Der rechte Arm des Toten hing auf den Boden hinab, denn er war nicht hoch gebahrt. Wo er den Boden berührte, lag die Walkerin. Der Bub sah nicht, was mit ihr war. Das braune Haar überhing gelöst und wirr das Gesicht, es floß auf die Dielenbretter und über die wächserne Totenhand, und zuweilen bäumte sich der Leib des Weibes auf, als ringe sich ein Schrei mühsam aus der Brust, oder winde sich die Gestalt in Qual. Dann kam jedesmal eine Stimme, die so fest und klar war, daß sie in jedem Worte dem Lauscher verständlich klang. Es war die Agatha, des Pfarrherrn Magd, die sprach. Sie saß auf einer Truhe an der jenseitigen Wand, aufrecht, das Gesicht der Bahre zugewendet, saß still und sonderbar gefaßt, und nur manchmal zuckten ihre Züge, als verbeißte sie den Schmerz. In den Armen hielt sie den Kleinsten des Walker, der schlief und den Kopf in ihren Arm gelegt hatte. Zu ihren Füßen, entschlummert wie das andere, vielleicht über dem Weinen vom Schlaf überfallen, lag des Walkers zweites Kind. Das hatte den braunen Kopf auf eine Schürze gebettet.

Das Glend der Walkerstube redete. Es redete so laut, daß der Bub es ganz verstand, der doch noch wenig in seinem Leben gesehen hatte. Und als wiederum die Walkerin sich regte, und wiederum ein Laut wie ein Nechzen aus ihrem Munde brach, da litt es ihn nicht länger. Er glitt von seinem Holz in die Matte hinab. Da stand er und wußte nicht, was er thun sollte. Seine Brust war von einer Last beschwert, als kniete ihm einer darauf. Er reckte die Arme. Er wollte schreien, aber es wäre ein Schrei geworden, der die Schläfer im Dorfe aus ihrer Ruhe gejagt hätte, und weil er das fühlte, verwand er den Schrei. Und hob langsam an, heimzugehen. Er wußte es nie, wie er darnach die Laui-Geß-Hütte wieder erreichte; aber er war voll Zorn und Starrsinn ausgegangen und kam zahm und still und erschreckt zurück. So geräuschlos schlich er in die Hütte und in die Kammer und stahl sich auf sein Lager, daß der jüngere Bruder nicht erwachte, mit dem er doch das Kissen teilte.

8. Kapitel.

Der Walker, der Hüter, war begraben. Er lag auf dem Kirchhügel und hatte ein himmelnahes, sonniges und stilles Bette. Die Agatha, wenn sie das Fenster ihrer Kammer im Pfarrhause öffnete, sah den frisch aufgeworfenen Hügel, und der Tote mochte sich getrosten, es wurde seiner oft und viel gedacht.

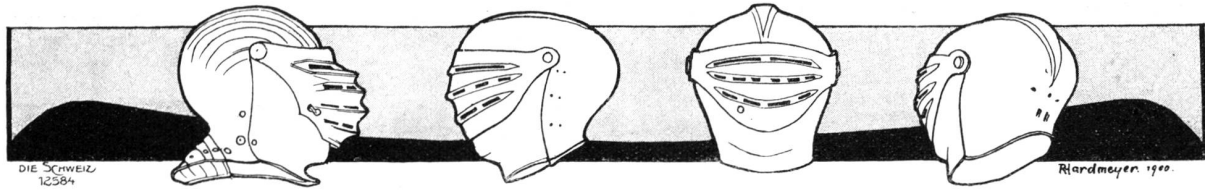
„Ihm ist wohl,“ sagte die Agatha zum Pfarrherrn, „er hätte im Leben nie so viel Frieden gefunden. Wenn es doch in seiner Hütte so friedlich wäre, wie dort!“

„Kann sie sich nicht fassen?“ fragte der Pfarrherr nach der Walkerin. Die Agatha schüttelte den Kopf. „Es zehrt an ihr. Sie verwindet es nicht. Er zieht sie nach, Herr! Ihr werdet sehen.“

Darauf ging der Hochwürdige wiederum zu der Witfrau und brachte ihr seinen Trost. Wann er sie verließ, war sie gefaßt; aber ihre Fassung hielt nicht stand.

Und der Pfarrherr hatte einen zweiten Weg, den er alltäglich that, obgleich der Präses ihm von übel angebrachtem Mitleid redete. Er sah nach dem Weibe und den Kindern des Indergand.

Sie hatten den Bauern vom Laui-Geß nach Altorf geführt. Dort sollte er gerichtet werden. Der Präses hatte gethan, was seines Amtes gewesen, hatte den Rat berufen und für die Waisen des Jost einen Vogt bestellen lassen. Denn Waisen würden sie sein, ehe es herbstete, das wußte das Dorf. Es war ein Bauer Vogt geworden, der für sich und die Seinen genug zu sorgen hatte; für die in der Laui-Geß-Hütte hatte er wenig Zeit und ließ dort alles beim alten. Der Präses, der sich um alles kümmerte, hatte in den ersten Tagen sich in der Hütte umgeschaut und darnach zum Pfarrherrn die Aeußerung gethan: „Es scheint mir, daß die vom Laui-Geß besser hausen als zu des Alten Zeiten. Der Bub ist seinen Jahren ums Doppelte voraus. Wenn er zugänglicher wäre, möchte man seine Freude an ihm haben. Aber nehmt Euch in Acht, er ist zu tiefgründig und scheint mir einer, der für Freundschaft übel dankt.“ Darnach war er der Meinung gewesen,



Anfang 16. Jahrh.

Erste Hälfte 16. Jahrh.

Schwabenkrieg.

daß man den Albin bis gegen den Winter solle gewähren lassen, alsdann solle ihm die Sorge um die jüngeren Geschwister abgenommen werden.

So hatte seit der Zeit der Albin allein gehaust, wie ein Großer. Die Matten waren bestellt. Das Heu war eingetragen. Er schlug das Holz auf den Winter. Daneben wurde der verstörten Mutter ihre Pflege, und die Brüder hatten Brot und waren nicht schlimmer daran, als ehemals. Freilich mit ihren kleinen Händen und schwachen Armen mußten sie mit an die Arbeit. Es war ein sonderbares Leben. Dem Pfarrherrn war, als betrete er eine fremde Welt, wenn er das einsame Haus besuchte. Die Seele von allem war der Bub. Der Pfarrherr beobachtete ihn scharf, doch im Geheimen. Er hatte in diesen Tagen eine männlich feste Art und ein Blitzen in seinen Augen, das von schnellem und sicherem Entschließen und von einem großen Mute zeugte. Es stand von dem Albin um diese Zeit in des Pfarrherrn Schrift folgendes zu lesen: „Ich weiß nicht, was mir dieser Knabe angethan hat. Mein Herz hängt an ihm wie an einem lieblichen Kinde, und er hat mir doch nie Liebe erzeigt. Er staunt mich zuweilen an, und ich weiß, daß sein Blick fragt, warum ich mich in sein Leben dränge. Aber ich muß mich an ihn hängen, ich mag wollen oder nicht! Ist es, weil meine Seele eitel ist, und ich hoffe, mit ihm empor zu schwimmen, wenn ihn das Glück zu Großem emporträgt? Manchmal scheint mir, als trüge er dazu den Freibrief bei sich. Aber ich bin nicht ehrgeizig, und ich hoffe nichts für mich und durch ihn. Viel eher: Es möchte sein, daß er meiner noch einmal bedürfte!“

Und auf einem andern Blatte schrieb der Hochwürdige: „Der Albin hat eine reiche Seele. Er ist voll gährender Kraft. Mich wundert, ob sie ihn zum Guten oder Bösen treiben wird, wenn er ein Mann ist! — Es wird wohl sein, wie das Schicksal es leitet.“

Als der Herbstmonat anbrach, an seinem ersten Tage, der noch sömmerlich war und nichts davon verriet, daß das erste Todeszittern im Leibe der Erde bebte, that der Pfarrherr seinen Gang nach dem Lauiseck schwereren Herzens, denn sonst. Er hatte eine Botschaft zu überbringen. Er fand den Albin nicht in der Hütte. Da sah er zuerst nach dem irrsinnigen Weibe und fand sie wohlversorgt. Sie lachte, als er eintrat, und saß darnach zufriedenen Blickes in ihrer Ecke und

spielte. Der Albin hatte ihr Holzstäbchen geschnitzt, mit denen sie jauchzend sich verweilte, gleich einem Kinde. „Wechsel der Welt,“ sann der Pfarrherr, „das Kind, das sie spielen gelehrt, ist dem Spiele entwachsen, die Rollen sind getauscht, die Mutter ist zum Kinde geworden.“

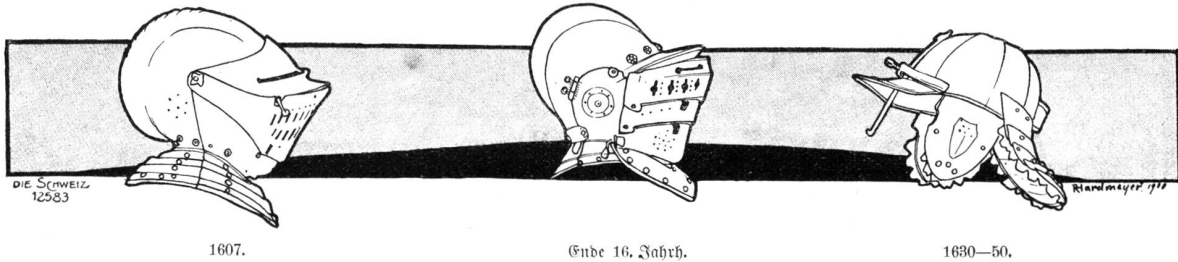
Als er darnach in die Stube zurücktrat, fand er zwei der Knaben dort, die ihm sagten, daß der Albin im Walde oberhalb der Hütte Holz schlage. Da stieg er hinauf. Die Kunde, die er brachte, taugte für den Schaffenden besser, als für den Müßiggehenden; alles Schwere trägt sich leichter, wenn nicht Zeit bleibt, ihm nachzugrübeln.

Die Artschläge leiteten ihn zur Stelle, wo der Albin werkte. Von weitem sah er ihn zwischen den Stämmen stehen. Er trug nur die raue Schafwollhose und das Hemd aus gelbweißem Linnen. Die Ärmel waren bis an die Ellbogen zurückgestreift und ließen die Vorderarme bloß, deren Sehnen hart waren und an ihnen vorstanden, als wären sie aus zähem Waldholz gebildet. Am Halse stand das Hemd offen, da trat der starke Hals in edlen Linien hervor. Der Kopf war zurückgeworfen, die Haltung des Leibes war kühn, als messe der Knabe einen überlegenen Gegner. So stand er vor der Tanne, holte weiten Zuges aus und trieb Schlag um Schlag das Beil in den ächzenden Stamm. Er hörte den Herankommenden nicht, so eifrig war er bei der Arbeit. Aber als der Gruß des Pfarrherrn plötzlich in die Stille drang, die um ihn gewesen war, schreckte er nicht zusammen. Er ließ ruhig und fast gleichgültig das Beil zu Boden gleiten, erwiderte unfreundlich den Gruß und hielt den Blick auf das Gesicht des Priesters gerichtet, das Erstaunen nicht verhehlend, daß dieser selbst hier ihn suchte.

„Ich habe mit dir zu reden, Albin,“ sagte der Pfarrherr, und als jener in seiner Stellung verharrte, hieß er ihn auf einem Steinblock sich niederlassen, der dort lag, wo die Matte vom Walde begrenzt war. Er selbst stand nahe bei, an einen Stamm gelehnt, während der Bub ihm wortlos gehorchte.

„Es ist deines Vaters wegen,“ sagte er. Da legte der Albin die Arme über die Kniee und sah ihn erwartungsvoll an.

„Er wird nicht mehr heimkommen,“ fuhr der andere weiter. Der Oberleib des Bubens zuckte wie horchend empor, und seine Augen vergrößerten sich.



„Er wird sterben,“ sagte der Pfarrer.
Der Albin legte die Finger ineinander, es war die einzige Bewegung, die er machte. „Sie richten ihn,“ sagte er mit einer Stimme, der es an Ton gebrach.

Der Pfarrer schwieg.

„Mit dem Schwert,“ sagte der Bub. „Die vom Weiler haben davon geredet.“

Langsam stand er auf, und als müßte er den Leib aus einer Erschlaffung wecken, dehnte er die Glieder.

„Wenn du ihn noch einmal sehen willst — ich will morgen mit dir nach Altorf und zu ihm,“ sagte der Pfarrer.

Der Albin besann sich. „Nein,“ sagte er dann mit jähem Entschluß, und während er langsam seinem früheren Standort sich näherte, fragte er halblaut: „Wann wird es sein?“



Senne vom Urner Boden. Originalzeichnung von A. Ruch, (Schwanden) Paris.

„Der Nichttag, meinst du?“ fragte der Pfarrer.
Der Bub nickte.

„Am letzten Tag dieser Woche.“

Der Albin hob das Beil zu einem mächtigen Schläge. Als es im Stamme saß, atmete er seufzend, dann sagte er halb zu dem Pfarrer, halb zu sich selber:

„Es wird so sein müssen: Einer für den andern!“

„Was meinst du?“ fragte der Hochwürdige.

Da ließ er den Griff des Beiles, den er schon wieder gefaßt hatte. Er that einen Schritt auf den andern zu, und es rann wie ein Zittern durch seinen Leib: „Ich bin an des Walkers Hütte gewesen, als der Walker tot darin gelegen hat!“ Er stockte, dann vollendete er: „Und jetzt — und — es ist gerecht, daß er — auch sterben muß.“

Der Pfarrer verstand ihn; zum erstenmal schmolz des Buben Troß. Zum erstenmale schien auch gleichsam eine Schranke zwischen ihm und dem Albin zu fallen. Es war, als thue seine Gegenwart ihm wohl.

„Was geschieht, geschieht nach irdischer Gerechtigkeit,“ sagte er. „Vergiß nicht, mit den Kleinen zu beten.“

„Thut Ihr es, ehe Ihr heimgeht!“

Der Pfarrer nickte. Nach einer kurzen Weile sagte er: „Gen Altorf gehe ich morgen doch.“

„Zum Vater?“

„Ja.“

„Und — —“

„Soll ich ihm etwas sagen von dir?“

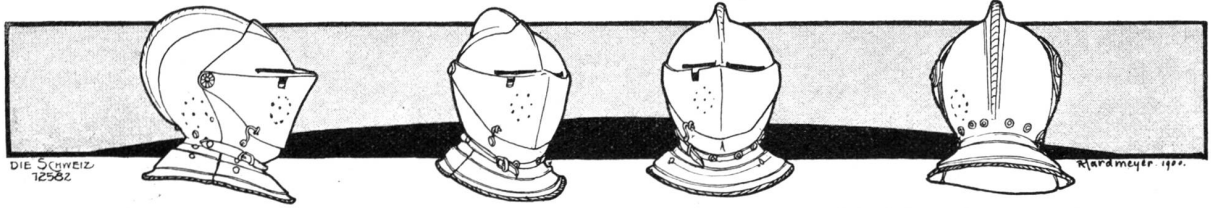
Der Bub zögerte wieder, dann hob er die Augen zu den milden des Pfarrern.

„Die Hand — werdet Ihr ihm die Hand geben?“

„Gewiß.“

Da faßte der Albin seine Hand und preßte sie. „So gebt ihm die Hand für mich,“ sagte er.

Der Pfarrer sah, wie ihm die Rede aus seinem Innersten kam. Er legte ihm die Linke auf den dunklen Kopf und strich ihm das Haar



Erste Hälfte 17. Jahrhundert. Mitterhelme.

zurück. „Ich werde es thun, Bub.“ Plötzlich sah er in seinen Augen eine brennende Feuchte stehen. Ehe er wußte, was er wollte, hatte er das Knie vor ihm gebogen und die Lippen heftig auf seinen Talar gepreßt.

„Ihr seid gut mit mir,“ stammelte er.

Er beugte sich über ihn und hob ihn auf und hielt seine Arme um ihn gelegt: „Du bist mir lieb, Albin,“ sagte er einfach, „ich will mich freuen, wenn du zu mir Vertrauen findest.“

Sie trennten sich bald darnach. Der Bub fuhr in seiner Arbeit fort. Der Pfarrherr stieg nach der Hütte hinunter. Er betete mit den Adergand-Kindern, ehe er heimwärts schritt. Aber sein Geschick und das des Buben waren seit dieser Stunde verwachsen, als ränne in ihren Adern dasselbe Blut.

Am folgenden Tage trieb eine Unruhe den Albin von Ort zu Ort. Sein Schaffen war unstät, und in der Nacht, die dem Tage folgte, schlief er nicht. Als der Pfarrherr am nächsten Tage kam, sah er eine Frage in seinen dunklen Augen. Er gab ihm die Hand: „Hier, er grüßt dich wieder,“ sagte er. Er wollte nicht sagen, daß er zu Altorf einen Verstockten gefunden, der sein eigen Blut verfluchte. Und der Albin fragte nicht weiter. Er sagte nur einmal, während sie von diesem und jenem redeten: „Ich wollte, daß der Samstag vorbei wäre. Ich kann es nicht helfen, daß ich an ihn denke.“

Der Samstag ging vorüber, und als am Abend der Albin sich legte, war er leichter gewesen, als er gemeint hatte. Er hatte viel Arbeit gebracht, und seine Gedanken hatten nicht Zeit gehabt, zu wandern. Als ihm der Sinn an Altorf und den Vater kam, wußte er, daß es dort schon geschehen war.

Im Dorfe ging ein Geschwätz über des Jost Adergands Sterben; der Albin hätte es erhorchen können, wenn er gewollt hätte, denn mehr als einer, der eine geläufige Zunge hatte, machte sich an ihn, aber er wich den Mitteil samen aus. Es war, als wollte er das Andenken vergessen! Noch vierzehn Tage darnach lebten sie in der Laui-Geß-Hütte weiter wie bisher, dann kam eines Morgens der Präses mit dem Bauern, der Bogt über die Kinder war, und mit dem Pfarrherrn, und setzte sich zu dem Albin in die Stube, ließ auch die Kinder herbeirufen, die sich scheu in eine Ecke drückten, als sie die Männer hinter dem Tische sitzen sahen. Nur

der Albin und der Zweitälteste, der Josef, standen frei und warteten, was kommen sollte. Der Präses hatte ein barsches, kurzes Wesen, wie es die an sich haben, denen viel durch den Kopf geht. Auch war er nicht frei von dem Vorurteil, das die Aderhaldener wider alles hatten, das zum Laui-Geß gehörte, doppelt hatten, seit der Jost hatte gerichtet werden müssen. So begann er, die eine Hand auf dem Tische, mit der andern in den glänzenden Bart greifend, nach dem Albin hin zu reden. „Jetzt wollen wir dir unter die Arme greifen, Bub! Hast dich gut gestellt die Zeit lang. Aber wirst auch froh sein, wenn deiner Last ledig bist.“

Der Albin horchte auf.

„Für die Buben ist gesorgt. Es sind alle sechs untergebracht. Kannst zusammenpacken, was ihnen gehört. Der Lorez und ich — er meinte den Bauern, der neben ihm saß — „wir nehmen sie mit und bringen sie an Ort und Stelle.“

Der Albin stand und rührte sich nicht. Der Josef verzog das Gesicht und hatte feuchte Augen, von den Kleinen lachten zwei und drei stenneten, aber im Grunde ging es keinem von ihnen nahe, was mit ihnen würde.

„Die zwei Jüngsten zu den Seedorfer Schwestern,“ sagte der Präses, als lese er eine Schrift ab, „zwei sind beim Gisler verkostgeldet, dem Schützenwirt zu Altorf. Den da, den Toni, will der Huber, der Schreiner, zu sich nehmen, und du,“ er wendete sich an den Josef, „wirst wohl dem Flüeler Schiffer, dem Furger, nicht davon laufen, wenn er dich das Fahren auf dem See lehren will.“

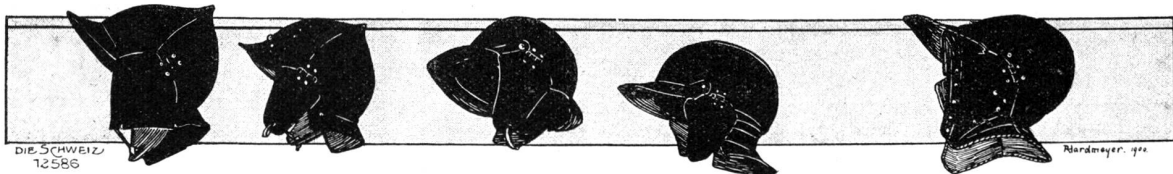
Der Josef war rot geworden, die Aussicht war ihm nicht unlieb. Doch wußte er nicht, ob er sich freuen sollte. Und der Albin, auf den die andern gafften, als sollte er ihnen den Ton angeben, stand noch immer starr und wortlos.

„Nun, was stehst und staußt?“ fuhr der Präses ihn an, „hast kein Maul zum Reden?“

Da färbten sich ihm langsam die Wangen. „Warum sollen wir auseinander?“ fragte er.

Der Präses wollte auffahren, aber der Pfarrherr kam ihm zuvor. „Du weißt, daß die Geschwister in Zucht müssen. Hier könnt ihr nicht bleiben. Der Präses hat wohl für sie gesorgt.“

Die stille Rede schien den Buben zu beruhigen. Er nahm den jüngeren Bruder beim Arm und stieg nach



16.—17. Jahrhundert. Schwarze Burgunderhauben.

der Kammer, wo sie schliefen. Die Männer in der Stube sahen nach dem irrsinnigen Weibe und setzten sich nachher an den Tisch zurück und berieten sich. Nicht lange, so kamen die Buben zurück. Sie trugen geschnürte Bündel und legten sie neben die Männer. Der Albin stülpte jedem der Knaben, die in ihrer Ecke gewartet hatten, eine Mütze auf. Als er ihnen aber nahe kam, flemten sie alle, und die Stube war voll Schluchzen. Der Albin redete nichts, er war nur bleich, als friere er. Der Präses und der Lorez, der Bauer, waren aufgestanden. Der Pfarrer sah noch.

„Und du, Albin?“ fragte er.

„Ich bleibe hier,“ sagte der Bub mit aufglimmendem Troß.

„Ich will dich zu mir nehmen,“ sagte der Pfarrer.

Der Albin stutzte. „Und die Mutter?“ fragte er.

„Sie wird im Dorf versorgt,“ fiel der Präses ein.

Der Bub sah ihn mit einem zornigen Blicke an.

„Was ist es dann mit dem Haus und dem Land, daß wir alle auf einmal davon müssen? Habt Ihr das geerbt?“

„So, so viel weißt also? Weißt, was ‚erben‘ heißt?“ murkte der Präses zornig; der Bauer lachte.

„Es ist nichts zu erben,“ sagte der Präses, „nur Schulden.“

„Zu Martini fällt der Zins,“ trotzte der Bub.

„Ja, und wer zahlt ihn?“ fragte der Präses.

„Das könnt Ihr nicht wissen. Vor Martini könnt Ihr mich nicht herausthun hier.“

Der Präses trat dicht an den Albin heran. Es schien, als wollte er ihn schütteln. „Du, dir steht das Lautreden nicht an. Von einem halbgewachsenen Buben wird der Gemeinde nicht Art gelehrt. Du thust, was dir gesagt wird, verstanden?“

Der Albin ballte die Fäuste. „Vor Martini könnt Ihr mich nicht austreiben!“ schrie er.

Der Präses schlug ihm die schwere Hand an die Brust, aber der Pfarrer stand hinter ihm und legte ihm die Rechte beschwichtigend auf den Arm.

„Lasset ihn, ich rede nachher mit ihm.“

„Wenn du mein wärest,“ sagte der Zumbrennen drohend zu dem Buben, aber dann trat er hinweg.

„Macht es aus mit ihm, Hochwürdiger. Wenn er nicht will, muß er,“ sagte er, während er eines der Bündel vom Boden nahm. „Geht die Mutter grüßen,“ gebot er den Buben.

Sie traten unter die Thür der Nebenstube und schauten hinein, aber sie nahmen nicht Abschied, das arme Weib lachte sie an. Darnach standen sie wie eine Herde um die beiden Männer.

„Wollt ihr dem auch Abo sagen?“ meinte der Präses und nickte verächtlich nach dem Albin hin. Auf einmal umdrängten diesen die Kinder. Jetzt flemten sie erst, als ginge es ans Leben.

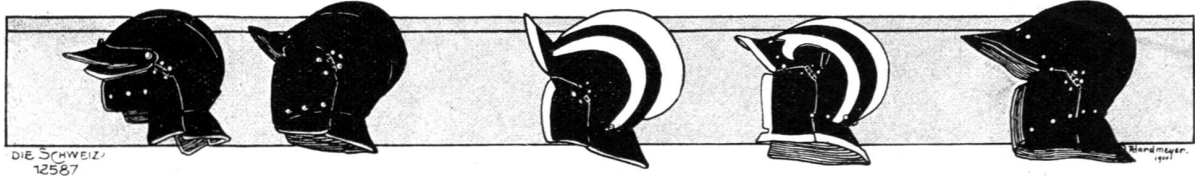
Der Albin verbiß die Zähne, gab jedem die Hand und schob sie von sich. Den kleinsten nahm er in die Arme: „Bleib gesund, Hansi.“

Dann trotteten sie hinaus, der Präses und der Bauer gingen wie die Treiber hinter ihnen.

Der Pfarrer und der Albin blieben allein zurück. Der erstere hieß den Buben sich setzen und redete lange mit ihm, rühmte den Präses, der ein umsichtiger und für alle bedachter Mann sei. Der Albin sagte wenig dagegen. Aber was er sagte, war so klarer und verständiger Art, daß der Pfarrer, als er von ihm ging, ihm sich dafür zu verwenden versprach, daß er mit der Mutter bis Martini in der Hütte bleiben könne.

Und der Pfarrer setzte es durch. Der Albin wirtschaftete weiter und sorgte für die Mutter. Die, die zu Anderthalben hätten sehen wollen, hätten sehen können, was in dem Buben des Indergand steckte. Die Rede des Präses hatte ihn geweckt. Er nahm, was an Kraft und Können in ihm war, zusammen, nahm die Handvoll Tage zusammen, die ihm blieben und suchte dem geizigen und armen Boden das zu entreißen, was ihm zu Martini den Zins zahlen würde. Er war vor dem Tage auf und reichte ihm der Tag nicht, so nahm er die Nacht zur Arbeit. Er schlief kaum mehr, er war wie im Fieber, hatte die Zähne verbissen und schaffte und schaffte. „Merkt Ihr nicht, daß der von Eurem Stoff ist,“ sagte der Pfarrer zum Präses; aber er wußte, daß der Albin sich umsonst mühte.

So ging die Zeit hin. Zwei Monde waren verstrichen wie in einem einzigen Föhnzuge, der im Süden ansetzt und über die Höhen atmet. Zwei Tage vor Martini kam der Pfarrer nach der Lau-Gel-Hütte. Der Tag war trüb und grau. Ein beißender Nordwind fuhr durch das Reußthal hinauf, es war, als erstürbe das letzte Mattengrün, während er über die Lehnen segte. Der Boden war hart unter seinem Fuß und wo er über die Bergwölbungen schritt, war das



16.—17. Jahrhundert. Schwarze Burgunderhauben.

Gras dürr und wintergelb. Als er der Laui-Gck-Hütte nahte, stoben Flocken vor dem Winde einher. Das Schneien begann so plötzlich, daß er es erst inne wurde, als die scharfen Schneegebilde peitschend an seine Wange schlugen. Im gleichen Augenblicke hob er das Haupt, und sah den Albin hinter einer der Scheiben der Wohnstube stehen. Er staunte auf die Stelle, auf die er eben trat. Als ihre Blicke sich begegneten, fuhr der Bub plötzlich zusammen und trat hinweg.

Er fand ihn darnach in der Stube, wo er die Thüre für ihn offen hielt und reichte ihm die Hand, aber es war etwas Gedrücktes in seinem Wesen. Er mühte sich nur umsonst, die alltägliche Miene zu zeigen.

„Nun, Bub?“ sagte der Pfarrherr.

„Uebermorgen ist Martini,“ sagte der Albin dumpf, „und ich habe den Zins nicht.“

„Ist es dir so schwer, zu mir zu kommen?“ fragte der Pfarrherr. Der Bub stand vor ihm, der sich gesetzt hatte.

„Es ist nicht das,“ sagte er, „aber daß ich es ihnen nicht habe zeigen können, denen vom Dorf — —“

„Du bist zu jung, Bub! Einmal wirst du ihnen zeigen, was du kannst.“

Der Albin schwieg und machte sich Unnütiges in der Stube zu schaffen. Während dessen war des Pfarrherrn Blick auf ihm. Endlich hob dieser wieder an.

„Fehlt dir viel, Bub?“ fragte er.

„Beinahe die Hälfte.“

„Einmal will ich dir helfen,“ sagte der andere. „Ich bin nicht reich, aber das will ich dir geben, daß du zum Winter hier bleiben kannst.“

Der Albin errötete. Seine Lippen teilten sich, als wollte er lachen, und sein Gesicht wurde jung und knabenhaft. „Wie Ihr doch gut seid, Herr.“

Sie redeten sich aus, und der Bub hatte glänzende Augen, als der Pfarrherr hinwegging. Der Kopf saß ihm wieder gerade im Nacken. Mit Singen und Summen begann er sein Tagewerk mitten im Tag, der hatte zu nichts gut werden wollen, und schaffte wie vordem, nur freudiger und leichter.

Und in der Nacht, die dem Tage folgte, geschah eine Gottesschickung, wie sie die Pläne von Menschen durchkreuzen und dem Anfang ein Ende geben, wie es diese nicht besonnen. In derselben Nacht starb die Indergandin. Plötzlich kam sie vom Leben zum Tod

und wohl schmerzlos. Der Albin hatte sie schlafend verlassen; sie schlief viel. Als er am Morgen nach ihr sah, lag sie tot in ihrer Ecke. Der Schlag hatte sie getroffen.

„Nun werden sie mich nicht hier lassen,“ sagte der Albin, als der Pfarrherr kam, den er gerufen hatte. Um die Mutter flemte er nicht.

9. Kapitel.

Der Albin Indergand war des neuen Pfarrherrn Knecht geworden. „Knecht“, sagten die von Anderhalden, aber es war nicht das rechte Wort.

„Wie sein eigener Bub hält er ihn,“ sagte die Agatha heftig zu dem blonden Burschen, dem Thalman, mit dem sie eine Jugendfreundschaft verband. Dieser, der des Präses Vorknecht war, sah lächelnd in das erhitzte Gesicht der Magd und fragte, ob sie dem Buben eifersüchtig sei. Vielleicht, daß die Agatha es war. Aber es war noch etwas anderes, das zwischen dem Albin und ihr keinen Frieden aufkommen ließ. Und sie war gerade und offen. Am Tage, an dem der Albin sein Hausen begonnen hatte, hatte sie sich vor den Pfarrherrn hingestellt.

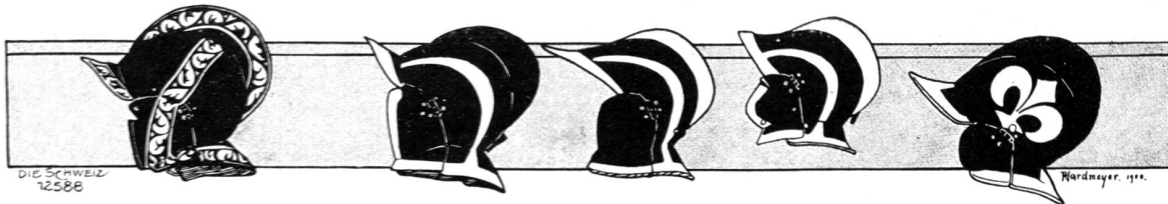
„Ich bin keine, die davonläuft, weil mir etwas wider meinen Willen geht. Der Bub hat Platz neben mir, aber wollet keine Freundschaft von mir verlangen.“

Der Pfarrherr hatte wenig erwidert. Sein Gesicht hatte denselben Ernst an sich getragen, der immer über ihm war. „Eure Wege laufen nicht zusammen,“ hatte er nur gesagt. „Ihr braucht nicht Freundschaft zu haben, wenn Ihr nicht wollt.“

So war es gekommen. Der Albin und die Magd lebten in demselben Hause wie zwei Fremde.

Die Hütte am Laui-Gck war verkauft worden, mit ihr das Land, das der Indergand geeignet hatte. Der Bauer hatte alles erstanden, der Vogt über die Kinder war, und er hatte keinen üblen Kauf gethan. Der Albin hatte sich nicht mehr gewehrt. Es war, als hätte das plötzliche Absterben der Mutter ihm den Troß genommen. Mit einem „Ja, Herr und Dank“, hatte er eingeschlagen, als der Pfarrherr ihm abermals angeboten hatte, zu ihm zu kommen. Nun war er in der Pfarrhütte.

Er hatte eine Kammer über der Stube inne, wo der Pfarrherr schlief und aß am Tische mit diesem und



16.—17. Jahrhundert. Schwarze Burgunderhauben.

der Magd. Seine Pflichten waren nicht schwer. Vielleicht, daß er, dessen Leib an harte Arbeit gewöhnt war wie an das tägliche Brot, des neuen Lebens überdrüssig geworden wäre, wären ihm nicht von dem breiten Plage gemächlichen Lebens viele ungewohnte und neue Gäßlein zur Arbeit aufgegangen. Zuerst hatte er geschafft, was der Pfarrherr ihm gebot, hatte das Holz für die Agatha geschlagen und es ihr zum Herde geschichtet, war dahin und dorthin gelaufen, wo der Hochwürdige, der mit seinem Geiste überall war, ihn mit Bestellungen zu schicken pflegte und hatte den Herrn auf seinen Gängen begleitet, wenn diese ihn aus dem Dorfe und beschwerliche Pfade führten. In diesen ersten Wochen hatte er einen schweigenden, heißen Eifer gezeigt, hatte mit seinen Blicken an den Mienen seines Wohlthäters gehangen und in ihnen zu lesen gelernt, denn er war voll einer großen Dankbarkeit, die nicht laut war, aber wie ein geheimes und stetes Feuer loderte. Er hatte gelernt, daß der Pfarrherr, wie er es an sich erfahren, gegen alle Menschen milde und von einer seltenen Barmherzigkeit war. Jener ging herum, wie der stille Segen. Er konnte keine Wunde sehen, ohne daß er seine kühlende Hand hineinlegte und keine Not, daß er sie nicht zu mildern trachtete. Er gab mit beiden Händen, oft so, daß der Albin die Rede von ihm hörte: „Laßt uns am Essen sparen, Agatha, meine Truhe ist leer und muß sich erholen.“

Dann lebten sie zwei Wochen von Fastenspeisen, bis der Pfarrherr lächelnd meinte, daß erspart sei, was in dieses oder jenes armen Mannes Beutel geflossen war. Als der Albin seine Armen kannte, trat er Tag um Tag, wenn er Muße hatte, mit schimmernden Augen zu dem Hochwürdigen und fragte: „Darf ich dem, den Ihr gestern besucht, die Streue eintragen, die ihm noch im Walde liegt“ oder „der hat noch eine unbebaute Matte, darf ich hingehen und ihm helfen?“ So wurde er das Werkzeug des barmherzigen Pfarrers, hatte sich selber dazu gemacht, weil in ihm ein ewiges Drängen nach That und Arbeit war.

Der Pfarrherr sah ihn nach seinem Sinn werden. Das Band zwischen ihm und dem Buben wurde fester, und ein großes Vertrauen in ihn überkam den Hochwürdigen. Seltsam nur, daß, je mehr er selber dem Volke ans Herz wuchs, je mehr sie ob seinen Gutthaten ihm eine lautlose und in jedem einzelnen wur-

zelnde Verehrung zeigten, sie den Buben doch ihrer Liebe nicht teilhaftig werden lassen wollten. Im Gegenteil, es waren viele, die von ihm zurückstraken, wie vor einem Ausfägigen. Andere, wenn sie ihm begegneten, sahen ihn an wie einen als Dieb Verrufenen, in dessen Nähe man sich die Taschen zuhält. Und wieder andere erhoben sich über ihn, als wäre er ein Hund, für den ein Fußtritt gut ist. In ganz Anderthalben war ihm keiner Freund.

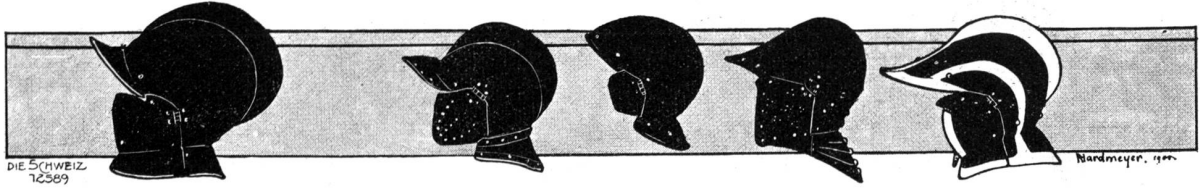
Der Bub täuschte sich nicht darüber. Er zuckte bei jedem Mal, da er Verachtung oder Haß erfuhr, zusammen, wie unter einem Peitschenschlage. Seine Gänge zu den Armen des Pfarrherrn begann er heimlich zu thun, arbeitete für sie, wann sie fern waren und verbergte sich, wenn sie ihm nahe kamen. Und es ging wie es geht: den Abgesandten des Pfarrherrn und seine Almosen ließen sie sich stillschweigend gefallen, umsomehr, als er keinen Dank begehrte noch zu begehren hatte; den Indergand-Buben schmäheten sie mit Blicken und Worten.

In diesen Tagen wendete sich der Pfarrherr in einer seiner Predigten wider die, die einen Menschen nach dem Grund messen, in dem er erwuchs. Mit einem heiligen Eifer warf er der Gemeinde von seiner Kanzel die Worte zu: „Wisset ihr nicht, daß der Baum, der verdorrt schien, grüne Zweige treiben und aus sich selber wieder gesunden mag! Und wenn euch ein halbverlorener Baum gesundet, ihr Bauern, so freuet ihr euch. Warum laffet ihr dem Menschen nicht was dem Baume gelten und verdammet das Reis, weil der Stamm schlecht war!“

Die Anderthalbener, als sie an diesem Sonntage aus ihrer Kirche kamen, lachten einander an: „Wißt ihr, wen er gemeint hat? Den Narren hat er an dem Buben gefressen.“

Aber es ging auch die Rede: „Ein Seelenguter ist er, der Pfarrherr, allen will er Frieden machen.“

Dennoch waren seine Worte nur Wind. Hundert Ohren hatten sie gehört und kein einziger hatte sie zu Herzen genommen. Der Präses, der, wie zumeist, ihn nach dem Gottesdienst an der Kirchpforte erwartete, meinte: „Was Ihr diesem Buben thut, ist ver-schwendet! Und eines laßt Euch gesagt sein: Ich bin nicht Eurer Meinung! Ich glaube, daß es gut ist, wie es ist in der Welt, daß zwischen Gut und Schlecht eine Mauer gezogen ist.“

DIE SCHWEIZ
12589

Hartmeyer, 1900.

„Eine Mauer, ja,“ redete der Pfarrherr mit heißen Wangen dagegen, „aber warum soll es in der Welt so sein, daß, wenn einer aus den Schlechten sich auf die Mauer schwingt und zu den Guten gehören will, diese ihn mit Fäusten zurückstoßen!“

Der Präses lächelte: „Es ist immer so gewesen. Ihr ändert die Welt auch nicht. Und es wird nicht schaden, wenn sie so bleibt! Aber Ihr — wenn Ihr zu viel für den Buben thut — Ihr schadet mit Eurem Eifer nur Euch selber.“

Sie standen an der Pfarrhütte. Der Hochwürdige legte ruhig die Hand in die des Bauern: „Sorgt Euch um mich nicht, ich gehe den Weg, der mich der rechte dünkt.“ —

Indessen kam der Winter über Dorf und Thal.

Er kam wild und im Sturme. Die weißen Wolken ballten und türmten sich, die grauen Nebel kamen vor den Nordwinden einhergefahren. Dann hob ein tagelanges wirres Schneien an, durch die Lücken in den Bergmauern brachen eisige Stürme und trieben ein verwirrendes Spiel mit dem gefallenem und dem fallenden Schnee. Und wie er begonnen hatte, setzte er sich fort. Wenige helle Tage kamen. Fast immer hingen die Nebel tief in den Thalböden und immer war Frost und Sturm. Das war eine schlimme Zeit für den Pfarrherrn. Sein Leib war schwach. Wohl hatte der Bergsommer ihn gekräftigt, aber zwischen der Klosterluft und dem Eishauch, der über die Lehnen fuhr, war ein schwerer Unterschied. Als das Jahr sich wenden wollte, war der Hochwürdige müde geworden und sein Amt fiel ihm schwer. Dennoch klagte er nicht und veräumte keinen Gang, und hieß es in die fernste Hütte zu steigen. Rief ihn ein Kranker oder ein Sterbender, so ging ihm der Albin voran. Der Bub war ein sicherer Führer, ohne ihn würde der Pfarrherr am

16.—17. Jahrhundert. Schwarze Burgunderhauben.

Wege geblieben sein. Er schritt ihm mit der Schaufel voran des Tags und des Nachts mit dem Windlicht. Er stampfte ihm Weg im Schnee und führte ihn, wenn der Weg vereist war, und wenn er mit schwachen Knien bergabwärts stieg, so ließ der Pfarrherr seine Hand auf des Albin Schulter ruhen. Des Buben Leib war von Eisen, sein Blick war scharf und sicher, wie nur der schaut, der mit den Naturgewalten gestritten seit er der Mutter entließ, und er ermüdete nie. Oft und oft, wenn sie des Nachts aus stürmischem Wetter an die Treppe der Pfarrhütte traten, warf der Albin die Arme um den schwächtigen Mann und trug ihn über die Stufen und durch den Flur nach der Stube, die die Agatha warm hielt für seine Heimkehr. Das war ihre Kampfzeit. Wenn aber nichts sie aus der Hütte rief, ließen sie den Winter durch die Gassen tollern und wenn es dunkel geworden war, schlich von seiner Arbeit hinweg der Bub nach des Pfarrherrn Stube. Dort saß zu der Zeit zumeist zu Füßen des in seinen Stuhl geschmiegtten Herrn des Präses Heinrich, die ein seltsames Kind war und keine größere Lust kannte, als den Hochwürdigen erzählen zu hören. Sie war es gewohnt gewesen von des Pfarrherrn Amtsvorgänger, der Kinder um sich zu sammeln pflegte, um ihnen aus Legenden und Schriftteilen ihrem Heile frommende Mären zu berichten. Als nun die Freundschaft zwischen dem frommen und wohlherzogenen Kinde des Präses und dem Pfarrherrn nach des erstern Voraussage gewachsen war, hatte die Heinrich diesen zu bewegen gewußt, daß er ihrer Lernbegier Genüge that. Der Pfarrherr ließ sie in den Abendstunden zuweilen herüberkommen und sprach ihr von dem und jenem, ahmte aber seines Vorgängers überfromme Art nicht nach, berichtete viel mehr von weltlichen als von geistlichen Dingen.

(Fortsetzung folgt).

— Abendstille. —

Vorbei des Tages Müh' und lautes Leben,
Nun sitz' ich einsam in dem leeren Haus,
Ich höre nur das immer gleiche Ticken
Der Uhr, auf die ich tags so wenig acht gegeben.
Und wie der Schlummer mir im sackten Nicken
Des müden Hauptes naht, fahr' ich empor,
Erschrocken, weil mit einemmal das Ticken sich verlor.
Wie bin ich doch an deiner Seele Regung

So kalt und hart vorüber lang gegangen,
Und in der Stille spät mit dir allein
Hab' ich an dir mit Aug' und Ohr gehangen!
Weh, weh! Was hat mich aus dem Schau'n erschreckt!
Wo bist du? Deinen Schlummer laß mich stören!
Ach! Du liegst kalt und tot jetzt ausgestreckt.
Ich kann das Ticken nimmer hören.

Rudolf Blümner.